

Markus Reiter

KLARDEUTSCH.●

Neuro-Rhetorik für Manager



HANSER

Inhalt

Zum Start: Vorwort	1	
ERSTER TEIL:		
Sprache und Gehirn	5	
Sprache entsteht im Gehirn		
Von einem wissensdurstigen Pharao, zwei Arabern, einem übereifrigen Lauscher, dem Wolfskind „Genie“ und darüber, wie Sie dieses Buch nutzen können	7	
Wo die Sprache herkommt		
Wie schwul cool wurde, was wir von Schädeln der Neandertaler lernen, wie Kinder sich zur Sprache plappern und was es mit seltsamen Klicklauten auf sich hat	16	
Wo die Sprache wohnt		
Ein Blick ins Gehirn und Begegnungen mit Menschen, denen es die Sprache verschlagen hat	33	
ZWEITER TEIL:		
Neuro-Rhetorik – Zwölf Erkenntnisse der Hirnforschung und was sie für Ihren Alltag bedeuten.		41
Erkenntnis 1: Mit Gesten sprechen	43	
Erkenntnis 2: Betonungen und Sprachmelodie nutzen	55	
Erkenntnis 3: Das Wortfeld umkreisen	69	
Erkenntnis 4: Vertraute Wörter benutzen	81	
Erkenntnis 5: Anglizismen ausmerzen	87	
Erkenntnis 6: Konkret formulieren	97	

Erkenntnis 7:	Auf Metaphern vertrauen	107
Erkenntnis 8:	Übersichtliche Sätze bauen.	113
Erkenntnis 9:	Bilder erzeugen	123
Erkenntnis 10:	Erinnerungen wachrufen	128
Erkenntnis 11:	Gefühle ansprechen.	137
Erkenntnis 12:	Geschichten erzählen	150

DRITTER TEIL:

Und was ist mit Lesen und Schreiben?	165
---	-----

Das Wunder des Lesens

Wie Lesen funktioniert, warum wir auf zwei verschiedene Arten lesen, warum uns das Lesenlernen so schwerfällt, wir danach das Lesen aber nicht mehr sein lassen können und wie Texte verständlich werden 167

Das Gehirn beim Schreiben überlisten

Fünf Tipps, wie Sie zu besseren Texten kommen 199

Fazit: Klardeutsch!

Was das alles zu bedeuten hat und warum es wichtig ist für uns 206

Zum Schluss: Dank und ein leiser Zweifel	211
---	-----

Anmerkungen	215
------------------------------	-----

Literatur	217
----------------------------	-----

Der Autor	224
----------------------------	-----

Sprache entsteht im Gehirn

Die Erforschung der menschlichen Sprache war nicht immer sonderlich menschenfreundlich. Der ägyptische Pharao Psammetichos I. zum Beispiel soll im sechsten Jahrhundert vor Christus einem Schafhirten befohlen haben, zwei Knaben in einer Höhle zusammen mit seiner Herde aufzuziehen. Er verbot dem Manne streng, zu den beiden Kindern auch nur ein einziges Wort zu sagen. Auf diese Weise wollte der Herrscher herausfinden, welche Sprache die Ursprache der Menschen sei. Er ging davon aus, dass Kinder zur Sprache kämen ganz so, wie ihnen Haare sprössen und die Gliedmaßen wüchsen.

Nach zwei Jahren in der Isolation sollen die bedauernswerten Kinder „bekos, bekos“ gerufen haben. Das ist das phrygische Wort für Brot. Daraus schloss der Pharao: Das Phrygische müsse die Ursprache aller Völker sei. So jedenfalls erzählt uns der griechische Geschichtsschreiber Herodot dieses erste linguistische Experiment der Weltgeschichte in seinen *Historien*. Was aus den beiden Knaben nach ihren ersten Worten geworden ist, verschweigt er übrigens.

Kritiker in späteren Jahrhunderten vermuteten, dass die Kinder gar keine Sprache gesprochen, ja wohl noch nicht einmal das Wort „bekos“ artikuliert haben. Vielmehr ahmten sie wohl das Einzige nach, was sie an lautlichen Äußerungen zu hören bekamen: das Mähen der Schafe. Für die Beauftragten des Pharaos klang diese Imitation wie „bekos“.

Das Phrygische ist übrigens eine indoeuropäische Sprache, die vom zwölften Jahrhundert vor Christus bis zum siebten Jahrhundert nach Christus gesprochen wurde – und damit auf keinen Fall die älteste Sprache der Welt ist. Sie ging, wie alle Sprachen dieser Familie, aus dem Proto-Indoeuropäischen hervor, das vor etwa 7 000 Jahren entstand.

Der Bericht Herodots zeigt zum einen, dass die Menschen sich seit jeher für den Ursprung der Sprache interessiert haben. Denn Sprache ist das Offensichtlichste, was die Menschen von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Weder Lurche noch Delfine, weder Fruchtliegen (die Lieblingstiere der Genetiker) noch Menschenaffen können in jenem Sinne miteinander reden, den wir als Sprache verstehen. Welche Ansätze einer Sprache dennoch bei anderen Spezies zu finden sind, darüber mehr in den folgenden Kapiteln.

Zum anderen zeigt das Ergebnis des pharaonischen Experiments: Sprache entsteht im Gehirn. Es kommt nicht nur auf die Art der Luftbewegung an, die unser Stimmorgan auslöst. Nicht nur auf die Frequenz oder auf andere physikalische Umstände der Lautproduktion, sondern vielmehr darauf, wie diese Signale von unserem Gehirn verarbeitet werden – und was in unserem Kopf daraus entsteht. Wenn es sein muss, hören wir, was wir hören wollen. Das ist nicht nur eine Erfahrung, die Eltern mit ihren unwilligen pubertierenden Kindern machen, wenn sie ihnen auftragen, den Müll hinunterzutragen. Ein aktuelles Experiment aus der Erforschung der neurologischen Lautverarbeitung belegt diese Tatsache ebenso.

Wissenschaftler spielten Probanden eine Reihe unartikulierter Laute, einzelne Silben, Vokale und Konsonanten vor, die sich zu einem allgemeinen Gemurmel ausnahmen. Die Teilnehmer an dem Experiment wurden gefragt, ob sie etwas Sinnvolles verstanden hätten und, wenn ja, was. In den ersten Minuten des Hörens gaben die Versuchspersonen an, sie könnten keine Wörter ausmachen. Je länger sie jedoch zuhörten, desto eher vermeinten sie, einzelne Wörter oder Satzketten vernommen zu haben – obgleich es diese objektiv nicht gab. Woran liegt das?

Unser Gehirn ist darauf getrimmt, in Lautfolgen nach sinnvollen Mustern zu suchen, besonders nach jenen unserer Muttersprache. Deshalb hören wir auf einer Party in New York, so wie wir je einmal dorthin eingeladen sind, inmitten englisch-

sprachigen Gemurmels sofort den einzigen anderen deutschen Gast am entgegengesetzten Ende des Raumes heraus. Unser Gehirn ist auf diese Lautmuster besonders geeicht. Dafür, dass es sich bei dem anderen Deutschen stets um einen Menschen handelt, dem wir am liebsten nirgendwo auf der Welt jemals begegnen wollten, gibt es allerdings keine neurobiologische Erklärung.

Im vorgestellten Experiment arbeitete der Verstand der Teilnehmer so hart, dass in ihrem Gehirn aus den gehörten Geräuschen Lautmuster konstruiert wurden, die gar nicht vorhanden waren.

Zwei Araber unter falschem Verdacht

Diese Angewohnheit unseres Hirns kann zu unangenehmen Zwischenfällen führen. Kurz nach den Bombenanschlägen auf die U-Bahn in London durch islamistische Terroristen im Juli 2005 wurden zwei Araber verhaftet. Ein Zeuge mit mittelmäßigen Arabischkenntnissen gab an, er habe die beiden Männer an einer Bushaltestelle belauscht, wie sie sich flüsternd über weitere Attentate unterhalten hätten. Nach einer aufgeregten Fahndung wurden die Männer entdeckt und festgenommen. Es stellte sich nach einigen Tagen heraus, dass die beiden Araber völlig harmlos waren. Sie hatten an der Haltestelle nicht über anstehende Terrorangriffe gesprochen.

Man sollte Gerechtigkeit walten lassen: Der übereifrige Zeuge hat die Araber wahrscheinlich nicht mutwillig verdächtigt – sein Gehirn mag ihm einen Streich gespielt haben. Unter dem Eindruck der in diesen Tagen in London allgegenwärtigen Terrordebatte konstruierte es, was es – zumal von zwei Arabern – zu hören befürchtete. Sprache wird eben im Gehirn gemacht.

Ich habe einmal einen Geschäftsmann kennengelernt, der sich diesen Mechanismus zunutze machte. Er murmelte in Verhandlungen einige zusammenhanglose Silben – in der Hoff-

nung, dass seine Geschäftspartner diese als zustimmende Äußerungen interpretieren. Hinterher konnte er sich ohne zu lügen damit herausreden, er habe ja nichts gesagt.

Grundsätzlich ist dieser Mechanismus des Gehirns, der den beiden Arabern wie einigen Geschäftsfreunden meines Bekannten zum Verhängnis geworden ist, natürlich sinnvoll. Auf diese Weise gelingt es Menschen nämlich, Sprache aus einer Kakophonie ablenkender Geräusche herauszuhören. Schon Neugeborene sind dazu in der Lage. In Untersuchungen wandten sich Babys schon Stunden, nachdem sie auf die Welt gekommen waren, menschlicher Sprache aufmerksamer zu als anderen Geräuschen. Ohne Zweifel ist diese Fähigkeit für sie unabdingbar bei ihrem Spracherwerb. Denn wie sonst sollen die Babys aus all den seltsamen Geräuschen, die die Erwachsenen und ihre Umwelt von sich geben, einen Sinn konstruieren. Sie müssen Muster herausfiltern und dabei durchaus großzügig über Unterschiede hinweggehen. Schließlich spricht Tante Frieda anders als der Papa oder als Onkel Thomas.

Die Forschung kann zeigen, dass Babys schon sehr früh Musik von Sprache zu unterscheiden vermögen, obgleich beide Geräusche über Muster verfügen. Die Verarbeitung der Signale erfolgt in unterschiedlichen Arealen des Gehirns, Sprache vornehmlich linkshemisphärisch, Musik in der rechten Gehirnhälfte. Das Ergebnis eines berühmten Experiments lässt sogar vermuten, dass Ungeborene schon im Mutterleib an ihre Muttersprache gewöhnt werden. Französische Neugeborene erhielten dazu einen Schnuller, an dem sie saugen konnten. Die Heftigkeit der Saugbewegungen wurde gemessen. Dann spielte man den Babys französische und russische Laute vor. Hörten die Babys Französisch, saugten sie stärker. Russisch ließ sie kalt. Da das Experiment mit russischen Kindern vermutlich auch umgekehrt funktioniert, sollten es die Franzosen allerdings nicht als Beleg für die Überlegenheit ihrer Sprache ansehen.

Genies trauriges Schicksal bringt die Neurolinguistik weiter

Womit wir wieder zu den Kindern zurückkehren, die ohne den Kontakt mit Sprache aufwachsen. Psammetichos' Experiment wurde in der Geschichte mindestens noch zweimal wiederholt – mit für die betroffenen Kinder tragischem Ausgang. Jakob IV. von Schottland hoffte im 15. Jahrhundert zu belegen, dass Hebräisch die Muttersprache der Menschheit sei. Er sperrte dazu zwei Kinder ein und kam offensichtlich zu dem erwünschten Ergebnis. Die Kinder, so berichtet ein Chronist, „spak very guid Ebrew“. Man darf allerdings bezweifeln, dass es bei dem Experiment mit rechten Dingen zugeht. Die Kinder starben schließlich und nahmen diese (oder eine andere) Erkenntnis mit ins Grab.

Nicht anders war es zwei Jahrhunderte zuvor den Knaben in Sizilien ergangen. Sie sollten den Wissensdurst des weltläufigen und immens neugierigen Stauferkaisers Friedrich II., den seine Mitbürger „Stupor Mundi“, „das Staunen der Welt“ nannten, stillen. Der Chronist und Franziskanermönch Salimbene von Parma berichtet: „Seine Wahnidee war, dass er ein Experiment machen wollte, welche Art Sprache und Sprechweise Knaben nach ihrem Heranwachsen hätten, wenn sie vorher mit niemandem sprächen. Und deshalb befahl er den Ammen, sie sollten den Kindern Milch geben, sie baden und waschen, aber in keiner Weise mit ihnen schöntun und zu ihnen sprechen. Er wollte nämlich erforschen, ob sie die hebräische Sprache sprächen, als die älteste, oder Griechisch oder Lateinisch oder Arabisch oder aber die Sprache der Eltern, die sie geboren hatten. Aber er mühte sich vergebens, weil die Kinder alle starben. Denn sie vermochten nicht zu leben ohne die Koseworte ihrer Ammen.“

Die moderne Linguistik war nicht minder neugierig wie Psammetichos, Friedrich und Jakob. Sie hatte aber Gott sei Dank genug Skrupel, deren Experiment zu wiederholen. Glücklicher-